

dass eine nicht-diskursive Vermittlung für sie konstitutiv ist, den roten Faden der in insgesamt vier Teile gegliederten Studie.

Der erste Teil ist der Konzeption der Galanterie gewidmet. Hier zeigt sich, dass Fabrikation und Akkulturation der ‚natürlichen Ethik‘ bereits in Frankreich eng miteinander verknüpft sind, da sie zunächst über den Begriff der *urbanité* Gestalt annimmt, mit dem Guez de Balzac in seinem der Marquise de Rambouillet zugeeigneten Text *De la conversation des Romains* (1644) an die über das humanistische Italien vermittelte Kultur der *paideia* anknüpft. Anhand von drei Autoren – auf Guez de Balzac folgen Paul Pellisson mit *Discours sur les œuvres de M. Sarrasin* (1656) und Christian Thomasius mit *Von der Nachahmung der Franzosen* (1687) und *Wie ein junger Mensch zu informieren sei* (1689) – macht Steigerwald den Leser mit seiner These des performativen Widerspruchs vertraut, der den zeitgenössischen diskursiven Annäherungen an die Galanterie zu Grunde liegt und verschiedene Strategien zu seiner Vermeidung generieren kann. Während die französischen Texte, über die *scénographie* ihrer Genese,² als eine mit dem Pedanterieverbot kompatible soziale Praxis gelesen werden können – Balzac inszeniert ein Gespräch mit einer Dame adliger Abstammung (vgl. S. 33), Pellisson gestaltet seinen Text als ein „Dokument der Freundschaft“ (S. 35) –, lassen sich Thomasius' Texte bereits anhand ihrer Gattung – es handelt sich um schriftliche Ankündigungen von Vorlesungen, die der Autor an den Universitäten Leipzig und Halle gehalten hat – als problematisch ausweisen:

Eine Vorlesung über die Galanterie muß zudem aus französischer Perspektive als performativer Widerspruch erscheinen, da bereits der Ort, der Vorlesungssaal, aber auch die Diskursform, die Vorlesung, dem eigenen Verständnis entgegenstehen, das der Galanterie den Salon und das Gespräch zuordnet. (S. 41)

Wie Steigerwald im Folgenden weiter ausführt, verweist diese Problematik auf eine grundlegendere deutsch-französische Differenz, da die höfische Gesellschaft in beiden Ländern Norbert Elias zufolge gerade in diesem Punkt unterschiedliche Konfigurationen ausbildet: „[...] eine Zentrierung auf ‚la cour et la ville‘ in Frankreich und eine Universität und Hof verbindende Kultur in Deutschland“ (ebd.). Steigerwald schlägt daher auch vor, den Begriff der höfischen Gesellschaft in den Plural zu setzen, um die Verschränkung des jeweiligen sozialen Raumes mit der natürlichen Ethik der Galanterie präzise herauszuarbeiten. Diese ‚Natürlichkeit‘ wird dabei als eine ‚nicht-diskursive Ethik‘ gefasst bzw. beschreibbar gemacht.

Die Konfiguration der Galanterie als nicht-diskursive Ethik steigert die Distinktion des höfischen Subjekts zusätzlich, indem sie zum einen auf die Realisation der proklamierten Ideale in der sozialen Praxis abhebt und zum anderen die Präsentation der Ideale an die deiktische Darstellung bindet, so daß sie vorbildlich zeigt, was sie nicht (zu) lehren (ver)mag. (S. 59)

Als „Zusammenspiel von Mimesis und Performanz zur Vermittlung von Wissen“ (S. 50) vermeidet diese spezifische Technik der Subjekt-Reflexion sowohl den didaktischen Gestus als auch die monologische Darstellungsform, die Steigerwald zufolge Kennzeichen einer ‚diskursiven Ethik‘ wären (vgl. S. 51 f.).³ Welche konkreten Formen die nicht-diskursive Ethik in den hö-

Problemskizze“, in: *Transferts. Les relations interculturelles dans l'espace franco-allemand (XVIII^e et XIX^e siècle)*, hg. v. dens., Paris: Éditions Recherche sur les Civilisations, 1988, S. 11–34].

2 Zum Begriff der *scénographie* sowie seiner Verwendung im Kontext von galanter Literatur und kollektiver Autorschaft vgl. Delphine Denis, *Le Parnasse galant. Institution d'une catégorie littéraire au XVII^e siècle*, Paris: Champion, 2001, S. 239.

3 Mit dieser Terminologie rekurriert Steigerwald auf Foucaults ‚Technologien des Selbst‘ und grenzt daher die ‚nicht-diskursive Ethik‘ gegenüber der ‚diskursiven Ethik‘ einerseits und gegenüber der ‚Diskursivierung des Subjekts‘ andererseits ab, „die an die Ausbildung moderner Staatsformen gebunden ist, die so vor dem 18. Jahrhundert nicht angesetzt werden kann“ (S. 51).

fischen Gesellschaften Frankreichs und Deutschlands annehmen kann, wird in den folgenden Teilen der Arbeit in drei Fallstudien – neben der *femme de lettre* Madeleine de Scudéry umfassen sie die deutschen Autoren Christian Thomasius und Christian Friedrich Hunold – und anhand (überwiegend) fiktionaler Texte untersucht. Letzteres liegt insofern nahe, als sich im fiktionalen Raum über die handlungstragenden Figuren sowohl die Verkörperung von nachahmenswertem Verhalten als auch die Rede darüber anschaulich gestalten lässt.

Madeleine de Scudéry, deren Werk der zweite Teil der Studie gewidmet ist, darf mittlerweile, zumindest in der neueren Forschung, als eine der wichtigsten Autorinnen der Galanterie gelten. Dieser Befund wurde jedoch erst durch die Überwindung eines literarhistoriographischen Diskurses möglich, der zwei Paradigmen der französischen Konversationskultur gegeneinander ausspielte: Noch in den 1990er Jahren wurden *galanterie* und *préciosité* einander diametral gegenübergestellt, wodurch sich die Einordnung von Madeleine de Scudérys Werk widersprüchlich gestalten musste. Das Verhältnis der beiden Dispositive ist höchst komplex und wird in der Forschung immer wieder kontrovers diskutiert,⁴ wobei die *préciosité* als „une des questions posées par le féminin [...] dans et à la littérature“ (Denis 2006, S. 124) mittlerweile jedoch nicht mehr aus dem galanten Paradigma ausgeschlossen wird. Auch wenn sich die genaue Verortung des Präziösen innerhalb der Galanterie sicherlich immer noch am besten als offene Frage formulieren lässt, so bleibt doch festzuhalten, dass die Entscheidung Steigerwalds für Madeleine de Scudéry als exemplarische Autorin seiner Studie gerechtfertigt ist und vor allem angesichts der Tatsache überzeugt, dass die fiktionale Umsetzung der nicht-diskursiven Ethik anhand einer Vielzahl von Texten untersucht werden kann: So werden zunächst ausgewählte Dialoge Scudérys fokussiert, die in einem ersten Publikationsschritt innerhalb ihres zehnbändigen Romans *Clélie, histoire romaine* (1654–1660) veröffentlicht wurden, bevor sie zum Teil in überarbeiteter Form unter dem Titel *Conversations sur divers sujets* im Jahre 1680 noch einmal erschienen sind. Ein Verdienst dieser Analyse ist dabei die sorgfältige Einbettung der berühmten *carte de Tendre* in den fiktionalen Kontext der *Clélie*. Die Rückbindung der allegorischen Landkarte an den ersten Band des Romans, als dessen graphische Beigabe sie publiziert wurde, erweist sich dabei als äußerst fruchtbar: In der Schilderung der (fiktionalen) Genese der Karte sowie ihrer Auslegung durch die Protagonisten lässt sich deren Verhalten als ebenso nachahmenswert darstellen wie sich die Inhalte dieser Nachahmung in der Figurenrede diskutieren lassen. Letztere umkreist diese Inhalte anstatt sie positiv auszugestalten, wobei nicht zufällig mehr darüber gesprochen wird, was man zu *lassen*, als darüber, was man zu *tun* habe, um sich als *galant homme* bzw. als *femme galante* zu positionieren. Der Dialog erweist sich mithin als das geeignete Verfahren, die natürliche Ethik der Galanterie zur Darstellung zu bringen, und die Einbettung der *carte de Tendre* in diesen Dialog lässt dies besonders deutlich werden. Allerdings sei an dieser Stelle auch festgehalten, dass ein solches Verfahren nicht die einzige legitime Lesart der berühmten Karte ist: Wie aus Briefen Madeleine de Scudérys an Paul Pellisson hervorgeht, ließ man ihre graphische Darstellung im Rahmen galanter Gesellschaften zirkulieren, so dass sie durchaus auch an eine soziale Praxis gebunden ist, die dem Roman gegenüber als autonom verstanden werden darf.⁵ Tatsächlich stellt die *carte de Tendre* jedoch nur ein Beispiel unter vielen dar,

4 Für einen sehr guten Überblick über die Diskussion siehe Delphine Denis, „Classicisme, préciosité et galanterie“, in: *Histoire de la France littéraire*. Bd. 2: *Classicismes. XVII^e–XVIII^e siècle*, hg. v. J.-C. Darmon u. M. Delon, Paris: Presses universitaires de France, 2006, S. 117–130.

5 Vgl. Madeleine de Scudéry, Paul Pellisson et leurs amis, *Chroniques du Samedi. Suivies de pièces diverses (1653–1654)*, hg. v. A. Niderst, D. Denis u. M. Maître, Paris: Champion, 2002, S. 234 f. Auf den spielerischen Umgang mit der *carte de Tendre* hat u. a. Doris Kolesch zu Recht hingewiesen (vgl. dies., „Performanzen im Reich der Liebe: Die ‚Carte de Tendre‘ (1654)“, in: *Theatralität und die Krisen der Repräsentation*, hg. v. E. Fischer-Lichte, Stuttgart/Weimar: Metzler, 2001, S. 62–82).

anhand derer Madeleine de Scudéry sich selbst als repräsentative Figur der französischen Galanterie positioniert, und Steigerwald stützt seine Argumentation auf eine bemerkenswert breite und vielfältige Textgrundlage. Obwohl er die natürliche Ethik zunächst überwiegend unter strukturellen Gesichtspunkten analysiert, blendet er außerdem ihre Inhalte nicht aus, verdienstvollerweise ohne sich dabei auf das Erstellen von ‚Tugendkatalogen‘ zu verlegen. Da ihm zufolge die Galanterie ihrem Wesen nach als eine Liebesethik zu verstehen ist, in der ihre anthropologische Dimension überhaupt erst zum Tragen kommt (vgl. S. 13), ist die Entscheidung für Madeleine de Scudéry's Werk als primären Untersuchungsgegenstand auch vor diesem Hintergrund sinnvoll: Von der *carte de Tendre* über die Dialoge bis hin zu den Novellen gründet ihr Schreiben auf dieser Liebes- und Freundschaftsethik. Im fiktionalen Raum der Texte werden Geschlechterrollen eingeübt, die der *amitié tendre* bzw. der *amour tendre* zu Grunde liegen und zum Teil mit der dynastischen Logik von Eheschließungen brechen. Vor allem in den späteren Novellen lässt sich zudem eine Verschiebung der Raumordnungen beobachten, die Steigerwald als eine heterotopische Verlagerung der galanten Praxis innerhalb der höfischen Gesellschaft interpretiert (S. 213). Er legt daher seinen zweiten Analyseschwerpunkt auf die in der Forschung bislang nur wenig beachteten Novellen *Céline, nouvelle première* (1661) und *Mathilde d'Aguilar, histoire galante* (1667) und arbeitet in ihnen ein Geschlechterverhältnis heraus, dessen immer wieder von Neuem ansetzende Aushandlungen den inhaltlichen Kern der Galanterie darstellen. Wenngleich sich diskutieren ließe, ob die textinternen Raumordnungen tatsächlich auf Heterotopien der höfischen Gesellschaft nach 1661 hinweisen, oder ob die Texte nicht vielmehr utopisch angelegt sind – wobei zu prüfen wäre, inwieweit utopische Momente nicht von vornherein an der Fabrikation der Galanterie beteiligt sind⁶ –, ist Steigerwalds Analyse der nicht-diskursiven Ethik im Werk der Madeleine de Scudéry sowohl unter strukturellen als auch unter inhaltlichen Gesichtspunkten sehr überzeugend.

Der dritte Teil der Studie ist ausgewählten Schriften des Philosophen und Rechtsgelehrten Christian Thomasius gewidmet. Der Fokus liegt auf dem Frühwerk des Autors, das in den späten 1680er und frühen 1690er Jahren den Beginn der Frühaufklärung in Deutschland markiert und auf dessen Grundlage Thomasius' Auseinandersetzung mit der Galanterie herausgearbeitet wird. Neben der Vorlesungsankündigung *Von der Nachahmung der Franzosen* (1687) analysiert Steigerwald weitere Texte aus der Sammelpublikation *Kleine Teutsche Schriften* sowie Auszüge aus den *Monatsgesprächen*, einer Monatszeitschrift, die Thomasius zwischen 1688 und 1689 erstmals in deutscher Sprache publiziert. Außerdem werden seine Schriften zur Liebesethik – darunter insbesondere seine Abhandlung *Einleitung zur Sittenlehre* (1692) – in den Blick genommen, die in der Forschung im Vergleich mit den naturrechtlich ausgerichteten Werken des Philosophen bislang wenig Beachtung gefunden haben. Vier erkenntnisleitende Momente liegen der Untersuchung zu Grunde: Erstens geht es darum, Thomasius' herausragende Rolle im Prozess des deutsch-französischen Kulturtransfers präzise zu bestimmen sowie zweitens seine damit eng verbundenen Bemühungen aufzuzeigen, das Ansehen der Gelehrten bei Hofe zu stärken bzw. die „Überwindung der bisher weitgehend getrennten Bereiche von Gelehrtentum und Hofstaat“ (S. 221) maßgeblich voranzutreiben. Das dritte Moment betrifft sein Plädoyer

Gerade das Ineinandergreifen spielerischer und literarischer Praktiken im Rahmen der sogenannten ‚Salonkulturen‘ (vgl. Stephanie Bung, *Spiele und Ziele. Französische Salonkulturen des 17. Jahrhunderts zwischen Elitendistinktion und Belles Lettres*, Tübingen: Narr, 2013) stützt letztlich auch Steigerwalds These einer galanten Praxeologie.

- 6 So enthält beispielsweise bereits der zehnte Band des Romans *Artamène ou le Grand Cyrus* (1649–1653), der noch von Georges und Madeleine de Scudéry gemeinsam verfasst wurde, eine Episode mit dem Titel *Histoire de Sapho*, in der sich die Liebenden aus der Gesellschaft zurückziehen, um heimlich in einem fremden Land zu leben.

für eine ‚vernünftige Liebe‘, und viertens wird auf die eklektische Vorgehensweise Thomasius’ Bezug genommen, „die im Gebrauch einer Vielzahl unterschiedlicher Genera und Textsorten, von publizierten Vorlesungsankündigungen über Literaturkritik und fiktionale Texte bis hin zu philosophischen bzw. juristischen Abhandlungen [...] zum Ausdruck kommt“ (S. 222). Lässt sich diese „Textsorten-Eklektik“ (ebd.) noch im Sinne einer galanten Publikationspraxis interpretieren, deren Ziel es ist, sich dem Pedanterievorwurf zu entziehen und ein höfisches Publikum zu erreichen, so wird doch deutlich, dass der die französischen Texte stimulierende performative Widerspruch einer ‚Anleitung zur Galanterie‘ in Deutschland anscheinend weniger als Problem wahrgenommen wird als in Frankreich. Zwar vermeidet Thomasius in der Vorlesungsankündigung *Von der Nachahmung der Franzosen* den Gestus des Gelehrten und Didaktikers dadurch, dass er ganz bewusst die Rolle des Kulturvermittlers übernimmt und dabei „die Möglichkeiten und Grenzen der Nachahmung als Nachahmung“ (S. 226) reflektiert, aber auf der Darstellungsebene kündigt sich bereits „die weitgehende Aufgabe des Modells der nicht-diskursiven Ethik zugunsten der diskursiven Ethik“ (S. 337) an, auf die Steigerwalds Untersuchung hinausläuft. Auch die Analyse der galanten Liebesethik lässt Diskrepanzen hervortreten, da vor allem in der *Einleitung zur Sittenlehre* „jene Intensivierung des Körpers geleistet [wird], die Michel Foucault als paradigmatisch für die Herausbildung des Sexualitätsdispositivs um 1700 namhaft macht“ (S. 299). Sowohl unter strukturellen als auch unter inhaltlichen Gesichtspunkten arbeitet Steigerwald in Thomasius’ Werk mithin Verschiebungen innerhalb des galanten Dispositivs heraus, die den Eindruck entstehen lassen, dass seine Akkulturation letztlich doch auf einem produktiven Missverstehen beruht. Dieser Eindruck wird jedoch durch die *Monatsgespräche* relativiert, die erkennen lassen, dass diese Verschiebungen nicht auf Thomasius’ Unvermögen oder Unwillen zur ‚Nachahmung der Franzosen‘ beruhen. Die in der Dialogform seiner Besprechungen französischer Romanliteratur angelegte Nachahmung des Zusammenspiels von Performanz und Mimesis lässt u. a. darauf schließen, dass für ihn „diese fiktionalen Texte nicht nur als Darstellungen von Liebesgeschichten [...] von Interesse sind, sondern auch als in Fiktion gebundene moralische Praxis“ (S. 222).

Der vierte Teil der Studie setzt sich mit den Romanen von Christian Friedrich Hunold auseinander. Im Unterschied zu Thomasius, dessen Zuordnung zur Galanterie in der Forschung bislang wenig Berücksichtigung fand (vgl. S. 219), darf Hunold als anerkannter, wenngleich mitunter wenig geschätzter Autor der germanistischen Galanterieforschung gelten (vgl. S. 341). Steigerwald zufolge verweist die Kritik an dem Autor auf eine Einschätzung der sogenannten ‚galanten Stilepoche‘ insgesamt, zumindest soweit diese Einschätzung auf die Gattung des Romans bezogen bleibt und sich wie folgt zusammenfassen lässt:

Christian Friedrich Hunold kann dank seiner umfangreichen Romanproduktion als der bekannteste und zugleich bedeutendste Autor des galanten Romans gelten, wobei die Inferiorität dieser Subgattung des Romans grundsätzlich bedacht werden muß. Diese Bedeutungslosigkeit resultiert aus dem Synkretismus der Texte, der sich sowohl in der Vielfalt der behandelten Themen als auch in der Gattungsmischung zeigt. Der galante Roman ist demnach ein Übergangsprodukt, das die klaren Gattungskonventionen des Barockzeitalters verabschiedet, jedoch noch nicht zur Geschlossenheit des Romans der Aufklärungszeit gefunden hat. (S. 343 f.)

Steigerwalds Untersuchung, die dabei insbesondere auf den Arbeiten Wilhelm Voßkamps aufbaut, will dieser Forschungsrichtung ein differenzierteres Bild entgegensetzen, das der spezifischen Verfasstheit Hunold’scher Romane vor dem Hintergrund der nicht-diskursiven Ethik französischer Galanterie gerecht wird (vgl. S. 345 f.). Gerade der Erfolg seiner Romane zeige, dass Hunold meisterhaft auf der galanten Klaviatur der Nachahmung zu spielen wusste, wobei er es verstanden habe, „verschiedene Modelle produktiv miteinander zu verbinden, um ein zeitge-

nössisches, vorwiegend für das ständische Bürgertum geschriebenes, fiktionales Moment der höfischen Kultur vorzulegen“ (S. 345). Wie in Frankreich impliziere diese literarische Praxis eine Positionierung des Schriftstellers in einem sozialen Raum, in dem die Habitusform des *galant homme* – oder wie im Falle von Madeleine de Scudéry der *femme galante*⁷ – mit der Möglichkeit sozialen Aufstiegs verbunden ist (vgl. S. 346). Leider führt Steigerwald diese interessante Beobachtung nicht weiter aus, die es erlauben würde, seine These von der galanten „Praxeologie“ (S. 56) mit derjenigen von der galanten Akkulturation einmal mehr zu verschränken und seine Argumentation über die textimmanente Analyse hinaus zu verdichten, ohne dabei einem von ihm zu Recht kritisierten Biographismus das Wort zu reden. Eine der Stärken seines Zugriffs auf das Material, das *close reading* und die Konzentration auf die literarische Verfasstheit der Texte, schränkt hier den vergleichenden Blick auf die soziale Praxis etwas ein, der sich durch den stärkeren Einbezug galanter Schreibstrategien und eine ausführlichere Kontextualisierung der Autoren hätte erweitern lassen.⁸ Gleichwohl ist seine Untersuchung der Romane Hunolds höchst aufschlussreich: Indem er die fiktionsinterne Umsetzung galanter Praktiken fokussiert, wird das satirische Potential der Texte als eine weitere Spielart der nicht-diskursiven Ethik lesbar gemacht. Insbesondere im ersten Teil des Romans *Die verliebte und galante Welt* (1700), den Steigerwald als eine Abfolge von „Kußgeschichten“ (S. 381) analysiert, lässt sich dieses Verfahren noch als konstitutiv für das galante Paradigma begreifen. Mit seinem *Satyrischem Roman* (1706) und vor allem mit dem zweiten Teil der *Verliebten und galanten Welt* (1707) trägt Hunold, Steigerwald zufolge, allerdings bereits zu einem „allmählich einsetzenden Auflösungsprozess der Galanterie“ (S. 491) bei, der im deutschsprachigen Raum anders als in Frankreich, wo das galante Paradigma bis weit in das 18. Jahrhundert hineinragt, bereits um 1700 – und damit auch 30 Jahre früher als bislang von der germanistischen Forschung angenommen (vgl. S. 495) – anzusetzen sei.

Mit seiner Untersuchung der Fabrikation einer natürlichen Ethik der höfischen Gesellschaft liefert Steigerwald einen wertvollen und innovativen Beitrag zur internationalen Galanterieforschung. Er legt überzeugend dar, warum es einer literaturwissenschaftlich informierten Herangehensweise an den Gegenstand bedarf, um jenen performativen Widerspruch aufzuzeigen, der jeder inhaltlich situierten Beschreibung der Galanterie zu Grunde liegt. Zu Recht weist er auf die herausragende Bedeutung fiktionaler Texte zur Vermittlung und Generierung der galanten Praxis hin und legt großen Wert auf ein *close reading* dieser Texte. Wenngleich festzuhalten bleibt, dass gelegentlich die Straffung textimmanenter Analysen zugunsten einer stärkeren Kontextualisierung von Autor und Werk nicht nur zur Lesbarkeit der Studie beigetragen hätte, sondern auch zu einer punktuellen Verdichtung ihrer Argumentation, so stellen doch die Hinwendung zum literarischen Text sowie das Gespür für die spezifische Verfasstheit der Quellen eine der unverkennbaren Stärken dieser Arbeit dar. Die Privilegierung des *close reading* darf außerdem als eine bewusste Entscheidung gegen die in der Galanterie- und Salonforschung lange Zeit vorherrschende Tendenz verstanden werden, das ‚private Leben‘ und vor allem seine anekdotische Nacherzählung dem Werk eines Autors oder einer Autorin vorzuordnen. Und ein weiteres Verdienst des Verfassers darf nicht unerwähnt bleiben und sei abschließend hervorgehoben: Er ist gleichermaßen vertraut mit dem Stand der französischen Galanterieforschung wie mit

7 Vgl. Myriam Maître, *Les Précieuses. Naissance des femmes de lettres en France au XVII^e siècle*, Paris: Champion, 1999, S. 325–416, vor allem S. 397–405.

8 Ein gutes Beispiel für den sozialen Aufstieg über die galante Dichtung auf deutscher Seite ist auch Johann von Besser, jener Schwager, dem Christian Thomasius die Schrift *Wahrhafte Liebe zwischen Eheleuten* widmet (vgl. S. 251–259) und dem auch Hunold in der Vorrede zu Erdmann Neumeisters *Allerneuesten Art, zur reinen und galanten Poesie zu gelangen* als nachahmungswürdigem Autor Tribut zollt (vgl. S. 363).

aktuellen deutschen Arbeiten zur Performativität. Wie kaum jemand vor ihm ist er dadurch in der Lage, diese Ansätze miteinander in Beziehung zu setzen und einen Dialog zu stimulieren, der – dem Beispiel seiner eigenen Arbeit folgend – fortgesetzt werden sollte.

Berlin

Stephanie BUNG



Zeitschrift für französische Sprache und Literatur 123/3, 2013
© Franz Steiner Verlag, Stuttgart